



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die athenische Volksmoral im Drama. 5

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die athenische Volksmoral im Drama

5



ir haben gesehen: es findet sich im athenischen Drama kein Grundsatz, der unsrer heutigen Volksmoral widerspräche. Aber ist nicht der ganze Aristophanes die Unsitlichkeit in Person? In der That, wenn einer, der in den Grundsätzen unsrer heutigen Polizeimoral aufgewachsen ist, in der Litteraturgeschichte liest, Aristophanes sei der Vertreter der strengen alten Sittenzucht gewesen, und dann den Dichter selbst ausschlägt, so wird er die Litteraturgeschichtschreiber für verrückt halten. Denn die heutige Polizeisittlichkeit leitet dazu an, das Unanständige für das Unsitliche zu halten.

Aristophanes fälscht das sittliche Urtheil in keinem Punkte. Er verteidigt keine Art von Verletzungen der Heiligkeit der Ehe und hat so wenig wie die Tragiker ein Ehebruchdrama geschrieben. Das Obscöne hat er reichlich verwendet, obwohl nicht so reichlich wie seine Vorgänger, denn er rühmt sich in mehreren Parabasen, daß er die plumpen Späße der „guten alten Zeit“ von der Bühne verbannt und der Komödie einen tiefern Inhalt gegeben habe. (Durch und durch ein politischer Dichter, bekämpfte er die Demagogie, die Corruption, die Kriegspartei, vor allem deren Haupt, den mächtigen Kleon, und die Sophistik.) Aber es fiel eben keinem Menschen in Athen ein, das Obscöne für unerlaubt zu halten. Die Entscheidung über diesen streitigen Punkt hängt von der Beantwortung der Frage ab, ob es erlaubt sei, einen Genuß, den die Natur gewährt, auch in der Erinnerung durch Wort und Bild wachzurufen und sich seiner in der Elegie oder im Scherze der Komödie zu erfreuen. Die Athener konnten diese Frage unmöglich mit nein beantworten, weil sie die Natur weder für böse hielten, noch für etwas Unwürdiges, dessen man sich zu schämen habe, sondern für das unentbehrliche Organ und die edle Hülle des Geistes. Sehen wir uns die allerunanständigste der Aristophanischen Komödien, *Lyssistrate*, an, so finden wir, daß sie sogar der griechischen Volksfittlichkeit ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Die Frauen aller griechischen Staaten verschwören sich, ihre Männer dadurch zur Beendigung des Krieges zu zwingen, daß sie sich ihnen bis zum Abschlusse des Friedens versagen, und sie erreichen binnen kürzester Frist ihr Ziel. Wäre das Hellenenvolk so von Lastern zerfressen

gewesen, wie man sich heute gewöhnlich vorstellt, dann hätten die Männer über eine solche Verschwörung doch nur gelacht; das Stück hätte unter solchen Verhältnissen keinen Sinn gehabt und keine Wirkung erzielt. Die allerunanständigste Szene des unanständigen Stückes, wo der junge Kinesias sein liebes Myrrhinchchen bittet, ihm nur ein einziges Stündchen zu schenken, wird nur dadurch unanständig, daß sie auf der Bühne spielt; im Schlafzimmer wäre sie weiter nichts als eine Prüfung der Zärtlichkeit und Treue des jungen Gatten, die abzulegen ihn sein schalkhaftes Weibchen zwingt. Übrigens beobachten die beiden den Anstand so weit — die Zuschauer sind ja im Sinne des Stückes für die Personen des Schauspiels nicht vorhanden — daß sie vorher den Sklaven mit dem Söhnchen fortschicken, das Kinesias mitgebracht hat, damit es die böse Mutter schön bitte, sie möge doch wieder gut sein und ins Haus zurückkehren, wo in ihrer Abwesenheit alles zu Grunde geht, und die Hühner das Garn vom Webstuhl zerren.

Dieses Fortschicken des Kindes erinnert uns daran, daß die Alten nicht durchaus ohne alle Anstandsregeln gelebt oder, wie später die Snyiker, im täglichen Verkehr das Unanständige geüffentlich hervorgehoben haben. Als unanständig gilt es dem Menschen, der sich über bäuerische Roheit ein wenig erhoben hat, zunächst durch das Ekelhafte, das mit manchen körperlichen Verrichtungen verbunden ist, die Sinne anderer zu beleidigen und sich selbst, als einen Gegenstand des Ekels, gewissermassen bloßzustellen; davon wird nun auch das Obscöne betroffen, das mit dem Ekelhaften in naher Verbindung steht. Nur ging das Anstandsgefühl der Alten nicht so weit, daß sie sich zur Vermeidung von Unanständigkeiten unbequemen Zwang auferlegt, eine Verletzung des Anstandes als Unfittlichkeit oder gar als Verbrechen behandelt und auf den Genuß der Komik verzichtet hätten, die im Unanständigen liegt. Die vis comica des Unanständigen und auch des Obscönen beruht auf dem Kontrast zwischen den zwingenden Bedürfnissen unsrer tierischen Natur und den Herrscheransprüchen unsers Geistes oder der Würde unsrer gesellschaftlichen Stellung; sie wirkt daher um so stärker, je erhabner die Person und je feierlicher der Augenblick ist, wenn z. B. ein Potentat als Festredner mit einem unglaublich dummen Gesichte niesen und das Taschentuch gebrauchen muß. Beim Obscönen kommt nun allerdings sofort noch eine sittliche Erwägung hinzu, die Anstandspflicht zu verschärfen. Wenn die Vorstellung sexueller Genüsse in solchen erregt wird, denen sie nicht oder noch nicht erlaubt sind, so liegt darin eine Verleitung zum Unrecht. Deshalb haben die Griechen den Jungfrauen und den Kindern den Besuch der Komödie verwehrt; nur den Männern, Frauen und Sünglingen war er erlaubt. Sodann haben sie stets mit feinem Schickslichkeitsgefühl darauf gehalten, daß das Komische, das Heitere, daher auch das Obscöne dort nicht eingemischt werde, wo es nicht hingehört. In der *Alkestis* kommt Herakles zu Admet und bittet um Herberge, Admet verrät es ihm nicht,

daß seine Gemahlin gestorben ist, weil er den Gast sonst abweisen müßte, und läßt ihn ins Haus führen. Herakles trinkt dort tüchtig, singt und jubelt dabei. Der ihn bedienende Sklave, betrübt über den Tod der Herrin und außer sich über die Roheit des Fremden, macht ein finsternes Gesicht. Herakles schilt ihn einen mürrischen Thoren und belehrt ihn, der Weise nütze den Tag und genieße das Leben bei Wein und Liebe. Als er dann aber die Wahrheit erfährt, ist er betrübt über sein unpassendes Benehmen. Die Alten wollten jede Stimmung rein haben, sich weder die Heiterkeit durch eingemischte ernste Betrachtungen trüben, noch eine weihevollende und erhabene Stimmung durch Scherz und Verlockung zum Sinnengenüß entweihen lassen. Shakespeares Art, der seine Trauerspiele mit zotenhaften Späßen durchsetzt, würden sie nicht gebilligt haben.

Dafür verlangte aber der gesunde Sinn der Hellenen Lösung der Spannung, in die das Trauerspiel versetzt, nach dessen Schluß, damit sich weder lähmende Traurigkeit noch lebensfeindlicher Fanatismus im Gemüte einmiste. Daher folgte auf die tragische Trilogie das Satyrspiel, und wechselten Lustspiele mit Trauerspielen. Nun wieder gescherzt und getanzt! heißt's in einem Chorliede der Frösche, fromm waren wir genug. So denken ja auch unsre Bauern, wenns nach der Predigt zum Kirmeschmaus und Kirmestanz geht, und unsre „Honoratioren,“ wenn sie an des Königs oder Großherzogs Geburtstage die ungewohnte Anstrengung des Festgottesdienstes hinter sich und das Diner vor sich haben. Droysen führt in der Inhaltsangabe des Satyrspiels Amymone (dieses zeigt, wie eine der keuschen Danaiden nachträglich mit einem Gotte zu Falle kommt) das Wort des Dichters Ion von Chios an, mit der Tugend verhalte es sich wie mit der Tragödie: das Satyrspiel komme unvermeidlich hinterdrein. Man wird an diese griechische Art, die eigentlich die Art des vollkommenen und gesunden Menschen ist, erinnert, wenn man die Schilderung liest, die E. M. Arndt vom alten Blücher entwirft: „Am meisten machte sein Gesicht erstaunen. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchem er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farbe nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen.“

Fanden sich schon die Hellenen bewogen, Kinder und Jungfrauen vom Genusse der erotischen Komik auszuschließen, so hat dann später die Reflexion, namentlich unter dem Einflusse des Christentums, diese Art Scherz überhaupt bedenklich gefunden, weil dadurch doch auch der Mann und die Frau zur Sünde gereizt werden könnten, und weil dergleichen, sobald es überhaupt erlaubt wird, doch gewöhnlich auch vor Kindern und Jungfrauen nicht verborgen bleibt. Wenn der Verfasser des Ephesierbriefes (Kapitel 5 Vers 4) nicht allein die unzüchtige Rede (*αισχρότης*), sondern auch die *μωρολογία*, das alberne Geschwätz, und den witzigen Scherz (*εὐτραπέλλια*) verpönt, so müssen wir bedenken, daß die Apostel, ganz und gar mit ihrer heiligen Aufgabe erfüllt, ein

solches Erfülltfeln auch bei den Gläubigen umsomehr voraussetzen durften, da ja die Christenheit die Wiederkunft des Herrn und den Weltuntergang erwartete. Unter solchen Umständen ziemte keine andre als die ernste, erhabne und heilige Stimmung, die nicht bloß durch unanständige, sondern schon durch überflüssige und harmlose Scherze entweiht worden wäre; jedenfalls „gehörte dergleichen nicht zur Sache“ (*οὐκ ἀνήκοντα* nennt der Apostel die Späße), denn es gab nur eine Sache, und die hatte schlechterdings keine spaßhafte Seite. Allein die Natur des Durchschnittsmenschen hält eine solche Überspannung nicht lange aus. Schon in den allerersten Christengemeinden ist es, nach dem Zeugnis der beiden Korintherbriefe, mitunter recht wüß zugegangen, und dreihundertfünfzig Jahre später lassen uns die Briefe des Hieronymus in einen Abgrund von Gemeinheit und leichtfertiger Charakterlosigkeit blicken, wie ihn das alte Hellas kaum gekannt hat. In moderner Zeit ist es, wie wir bei andern Gelegenheiten erwogen haben, mehr der Hochmut einer spiritualistischen, die Natur verachtenden Philosophie und die Furcht der Vornehmen, sich durch Natürlichkeit etwas zu vergeben, was das Unanständige zum Unfittlichen stempelt.

Daß Menschen von verfeinertem Geschmack aus freien Stücken zu einem rohern Geschmack zurückkehren sollten, ist natürlich ausgeschlossen, und sowohl die angedeuteten wie noch andre Zweckmäßigkeitsrückichten lassen die Verbannung des Zotenhaften aus der Öffentlichkeit und aus der guten Gesellschaft gerechtfertigt erscheinen. Aber wer das Obscöne nicht bloß aus Zweckmäßigkeitsrückichten meidet, sondern grundsätzlich verdammt, der kommt, sei es auf dem Wege über den Pessimismus oder auf dem über den Manichäismus, zur Weltflucht und Askese. Friedrich Wischer hat in seinem Roman „Nuch Einer“ einen solchen Grübler, wahrscheinlich sich selbst, gezeichnet. Die Rezensenten dieses merkwürdigen Romans haben immer nur „den Kampf gegen die Tücke des Objekts“ hervorgehoben. Hätte der Verfasser weiter nichts gewollt als diesen Kampf schildern, so würde er selbst den Vorwurf verdienen, den er dem fingirten Erzähler in den Mund legt: A. G., der närrische Kauz, bausche Kleinigkeiten zu der das Leben beherrschenden Hauptsache auf. Für das tragikomische Schnupfenleid wäre ein Scherzgedicht von zehn Seiten lang genug; ihm einen Roman von achthundert Seiten widmen, wäre ein heilloses Unfug. Aber das Werk enthält die atheistische Philosophie Wischers im humoristischen Gewande. Die Natur ist ihm ein halb böses, halb gutes Wesen, ein dämonisches, aus Güte und Bosheit, aus Schöpferdrang und unvernünftiger, launenhafter Zerstörungswut zusammengesetztes Weib, aus dessen Schoße sich der Geist des Menschen erhebt, um auf der Naturgrundlage „ein oberes Stockwerk“ aufzubauen. Die Naturgeister aber, teuflische Zwerge, hassen den Menschen, „weil er über die Natur aufsteigt, lichte Ordnungen gründet.“ Mit diesem obern Stockwerke steht es freilich sehr wacklig, nach dem Urteile, das

M. E. über die Menschen im allgemeinen fällt; es eröffnet sich keine Aussicht in dem Buche, daß hienieden etwas Kluges daraus werden könnte, und an Vollendung im Jenseits ist nicht zu denken, da es weder einen Gott noch ein Jenseits giebt. Wenn M. E. trotzdem nicht Pessimist wird, so ist das nur eine seiner energischen Natur entspringende Inkonsequenz. Von sich selbst sagt er: „Die Kanailen [die Naturteufelchen, so in den Hemdenknöpfchen, in Tintenfässern und Brillen, in den Schleimhäuten der Nase und in den Naturtrieben sitzen] haben mich doch nicht untergekrigt, ich habe nie am obern Stockwerk gezweifelt und treulich daran gebaut, was ich konnte.“ Erst von diesem Standpunkt aus versteht man richtig, was er über und gegen die erotische Komik sagt. Er erzählt, wie er sich über die ekelhaften Zoten einer Herrengesellschaft geärgert habe, und bemerkt dann: „Gewiß enthält das Geschlechtsleben des Menschen reichen Stoff des Komischen. Es wäre abgeschmackt, diese Quelle für Lachen und Witz verpönen zu wollen. Wo fängt nun aber das Gemeine, das Wachtstubenmäßige an? Habe oft darüber nachgedacht, es ist schwer zu finden. Höchsten ethischen Zwecken, Gefühlen gegenüber fällt auf das Sexuelle das Schlaglicht des Tierischen, ja Mechanischen. Man hat über diesen Kontrast gelacht, so lange die Welt steht, auch das reinste Weib. Gut, dann lacht! Sucht es aber nicht, macht nicht Jagd nach solchen Beziehungen, meint nicht, es sei schon witzig, anzudeuten, daß euch der Geschlechtsprozeß und seine Lust bekannt sei; das ist ja Kot! Das heißt ja, sich freuen, Tier zu sein!“ Die Regel fürs Verhalten, die Vischer aufstellt, ist richtig; aber die in der letzten Zeile gegebene Begründung führt zum Manichäismus und Pessimismus. Darin besteht ja eben der Kontrast, daß im Menschen der Geist und das Tier mit einander verbunden sind, und wenn ich über diesen Kontrast nicht lachen darf, dann darf ich überhaupt nicht lachen, weder über das Erotische, noch über einen, der zur Unzeit niest, sondern ich muß mit den Asketen darüber weinen, daß mein erhabner Geist an ein Tier gefesselt ist. Und wenn ich mich der Lust nicht freuen darf, die aus der tierischen, d. h. aus der leiblichen Natur entspringt, dann darf ich mich auch der Nachtruhe nicht freuen, sondern muß auf einem Brette schlafen und mir womöglich spitze Steine und Glasscherben unterlegen; dann darf ich mich auch einer guten Mahlzeit und des Nebensaftes nicht erfreuen, sondern muß mich wie Alfons von Liguori mit verschimmeltem Brote und verfaultem Fleische nähren und den Zustand der Ekstatischen erstreben, die nichts mehr genießen als in der täglichen Kommunion die Hostie. In der That ärgert sich M. E. auch über die Table d'hôte, wo die Leute zwei Stunden lang nichts thun als „fressen“; eine Kuh — meint er — fresse anständiger als dieses Volk. Alles, was er über die Heiligkeit der Ehe und die Erhabenheit des Zeugungsaktes sagt, kann an der Thatsache nichts ändern, daß er nur durch Inkonsequenz der Beurteilung alles Natürlichen, auch des Zeugungsaktes, zu entgehen vermag. Demgemäß sind ihm auch Shakespeares

Zoten nicht bloß von dem oben hervorgehobnen Gesichtspunkte aus, sondern an sich zuwider.

Beiläufig — es gehört eigentlich nicht zu unserm Thema — in A. G. hat Wischer, wohl ohne es zu wollen, ganz prächtig den modernen Bildungshochmut gezeichnet. A. G. ist Bogt, was etwa dem preussischen Landrat zu entsprechen scheint, und hält sich als solcher für verpflichtet, alle „Zuchtlosigkeit“ mit drakonischer Strenge zu zügeln, und darin sieht er das einzige Heilmittel der kranken Zeit. Dabei aber ist er selbst das Urbild aller Zuchtlosigkeit; jedes unbedeutende Hindernis macht ihn dermaßen rasend, daß er die Besinnung und Selbstbeherrschung vollständig verliert, wie ein Verrückter flucht und tobt, sogar lebendige Hunde zum Fenster hinauswirft, die vorübergehenden Gyzellenzen auf den Kopf fallen. Wer über solche kleine Hindernisse nicht wütend werde, sagt er, dem sei es nicht Ernst mit der Arbeit; ihm aber sei es sehr Ernst. Aber in welcher ernstern Arbeit hatte ihn denn das Tafelgeschirr gestört, das er auf einer Vergnügungsreise in Göttingen zum Fenster hinauswirft, den Gassenbuben, selbst Gassenbube, einen Spaß bereitend? Thut der moderne Gebildete etwas, was am gemeinen Manne gestraft wird, so will er nicht allein straflos ausgehen, sondern auch noch dafür gelobt werden, denn, was er auch thue, er thut es stets aus idealen Beweggründen oder zu einem löblichen Zwecke, und sein Zweck heiligt immer das Mittel. Die „Zuchtlosigkeit“ des gemeinen Mannes ist gewöhnlich ein Ausschlagen gegen Fesseln, die ihn doppelt schmerzlich drücken, weil sein ganzes Leben eine Kette von Widerwärtigkeiten, Hindernissen und leiblichen Unlustgefühlen ist. A. G. aber will sich auch nicht die kleinste Unbequemlichkeit gefallen lassen; er hält es für selbstverständlich, daß kein Mensch eines Kunstgenusses oder einer sonstigen idealen Erhebung teilhaftig werden könne, den sein Stiefel drückt, und von einem Kultus, den der gebildete Mann mit seiner Gegenwart beehren soll, fordert er, daß die Kirche schön und warm und mit reiner Luft erfüllt, aber frei von aller Zugluft sei. „Wer diese Aufgabe löst, wird einer der größten Wohlthäter der Menschheit sein. Ist dies erst entdeckt, so werden die Menschen milder, launenloser, klarer, gemütsfreier, sie werden besser, sie werden edler sein.“ Richtig! Befindet sich der gebildete Mann im Zustande höchsten leiblichen Behagens, so ist er guter Laune und fühlt sich nicht versucht, jemanden totzuschlagen oder seiner Frau einen Teller an den Kopf zu werfen. Das gilt aber nur für den gebildeten Mann. Der Bergmann, der nicht länger als acht Stunden in der Sticlust und Hitze eines Bergwerks, der Töpfergeselle, der nicht zwölf Stunden lang bei naßkaltem Wetter in einem Neubau mit unverglasten Fenstern arbeiten will, die sind „zuchtlos“ und müssen mit drakonischer Strenge behandelt werden. A. G. erwähnt solche Fälle nicht, aber er würde auch da seinem Charakter nach ohne Zweifel einen schneidigen Landrat abgegeben haben.

Hören wir noch einen andern Ästhetiker, nicht über das Obseöne, sondern

über das Wohlgefallen am Menschenleibe im allgemeinen. Max Diez, dessen Theorie des Gefühls vor einiger Zeit in den Grenzboten mit Anerkennung erwähnt worden ist, beweist, daß der Mensch und das Menschenleben nur im Kunstwerk ästhetisch genossen werden dürfen. Denn nur die Natur dürften wir als Mittel für unsre Zwecke verwenden, nicht den Menschen, der Selbstzweck sei. Der Satz wirkt deswegen sehr überzeugend, weil ihn Diez mit zwei ganz unanfechtbaren Beispielen stützt. „Es wäre unsittlich, einen Menschen rein als ästhetisches Objekt zu betrachten. Es kommt mir immer als eine Barbarei vor, wenn ich einen Menschen sagen höre: eine schöne Frau! während der Blick über die Formen gleitet.“ Gewiß! Wer eine anständige Frau beschaut, wie ein Maler sein Modell, der ist ein frecher Kerl. Aber ist es überhaupt unerlaubt, zu sagen: eine schöne Frau? Wollen nicht alle Frauen für schön gehalten werden? Heben sie nicht ihre Schönheit durch Anzug und Putz hervor? Auf das „rein“ muß der Ton gelegt werden. Eine anständige Frau will zuerst als Persönlichkeit geschätzt werden, und sie bloß als ästhetisches Objekt ansehen, das wäre eine schwere Beleidigung.*) „Der Mann — sagt Diez weiter —, der imstande wäre, die Bewegung der Menschengeschichte bloß darauf anzusehen, wiefern die Betrachtung ihm Vergnügen macht, wiefern der dem Geschick jammervoll unterliegende »malerisch im Todeskampfe stirbt,« wäre ein moralisches Ungeheuer.“ Gewiß! Ein solcher würde sich nicht mit Trauerspielen begnügen, sondern zu seinem Vergnügen Gladiatoren und Hinrichtungen verlangen. Aber ist es nicht erlaubt, sich am Anblick eines tüchtigen Mannes und seines Wirkens zu erfreuen, auch wenn man an dem, was er wirkt, gar kein persönliches oder vaterländisches oder sonst gemeinnütziges Interesse hat — er mag z. B. ein ausländischer Staatsmann sein —, wenn also die Freude rein ästhetischer Natur ist? Alle Menschen, nur die allerärmsten und ohnmächtigsten ausgenommen, gebrauchen andre, die meisten einander gegenseitig immerfort als Mittel, und ohne dieses gegenseitige Benutzen ist gar keine Gesellschaft denkbar. Unsittlich wird es erst dann, wenn jemand den Nächsten gegen dessen Willen gebraucht, oder wenn er ihn durch die Benutzung schädigt. Nach dem von Diez aufgestellten Grundsatz würden nicht allein das Ballet und der Zirkus, die ja allerdings sittliche Bedenken gegen sich haben, unsittlich sein, sondern auch schon der Ball, bei dem doch der Anblick schöner Mädchen und Frauen wesentlich zum Vergnügen der Herren gehört; wenigstens glaube ich nicht, daß ein Ball zustande käme, wenn zufällig alle Teilnehmerinnen grundhäßlich wären. Und sind denn Abbildungen des Menschen möglich, ohne daß Modelle gebraucht und vom Künstler mit den Augen genossen werden?

*) Nämlich, wenn es sich um eine bekannte Frau handelt; eine völlig unbekannte können wir gar nicht anders, als nach ihrer äußern Erscheinung, d. h. also als ästhetisches Objekt schätzen, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß freches Anschauen ihr gegenüber erlaubt wäre.

Und ist es denkbar, daß in dem Menschen, der das Menschenantlitz und die Menschengestalt im Kunstwerke bewundert, nicht der Wunsch aufstiege, beides auch lebendig schauen zu können? Und wird nicht in manchem schon beim Anblick einer schönen Landschaft der Wunsch rege, den Werther in der Schweiz ausspricht, als er seinen Freund einladet, im See zu baden? Da haben die Asketen die Menschennatur besser durchschaut! Sie wissen: wer sich einmal auf die Freude am Schönen einläßt, der wird bald alles Schöne zu schauen begehren, das es auf Erden giebt; und daher wagen sie außer den vier kahlen Wänden ihrer Zelle, einem Kreuzifix und etwa einem Bilde, das die Qualen der Verdammten darstellt, nichts anzusehen, wenn sie sich nicht gar zur Sicherheit die Augen austechen. Und wenn ein dritter Ethiker ganz allgemein sagt, man dürfe im Weibe nicht das Weib, sondern immer nur die Person sehen, dann muß man solche Herren doch fragen, warum sie nicht statt eines jungen Mädchens einen alten Professor geheiratet haben, da doch alte Professoren gehaltvollere und interessantere Personen zu sein pflegen als junge Mädchen.

Das ganze Mittelalter hindurch hat es weder an Erotik noch an stellenweise recht unflätiger Komik gefehlt, aber beides stand in ausgesprochenem Gegensatz zum Kirchenglauben und zu der theoretisch geltenden Moral. Die Wiedererweckung des klassischen Altertums stellte nicht allein die Einheit zwischen Theorie und Praxis wieder her — auf Kosten des Kirchenglaubens —, sondern die von der Kirchenmoral befreiten Geister ergaben sich völliger Zügellosigkeit und schritten über die Schönheitsstrunkenheit und schalkhafte Natürlichkeit der Alten zur Frechheit des methodisch geübten Lasters fort. Luther verurteilte zwar die Niederlichkeit, war aber mit den Humanisten darin einig, daß er die Askese nebst der bigotten Ängstlichkeit und der Skrupulosität verwarf und der Natur ihr Recht zugestand. Nachdem ein zweitesmal zwar nicht der Geist das Fleisch, aber die Dogmatik den Humanismus besiegt hatte, reagierte dieser nochmals und setzte wiederum die Natur in ihr Recht ein. Diesmal, in Deutschland wenigstens, ohne der Zügellosigkeit zu verfallen. Nicht die Polizei und nicht die Konvention der Gesellschaft haben unsern Klassikern das Maß gegeben, sondern sie haben es, echt hellenisch, in sich selbst gefunden. Die hier vorliegende Frage haben sie nun selbstverständlich im Sinne der Griechen entschieden. Goethe — so erzählt Eckermann unterm 25. Februar 1824 — zeigte mir heute zwei höchst merkwürdige Gedichte, beide in hohem Grade sittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt, weshalb er sie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mitteilung nicht dachte. „Könnten Geist und höhere Bildung — sagte er — ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu scheuen, das Beste zu sagen. So aber muß er sich immer in einem gewissen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß seine Werke

in die Hände einer gemischten Welt kommen, und er hat daher Ursache, sich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Argerniß gebe. Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat, und der zu dem, was einer sagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakespeares kräftigen Menschen durchaus anmutete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, sodaß ein Family-Shakespeare ein gefühltes Bedürfnis wird.“ Und am 29. Januar 1826 äußerte Eckermann: „Ich möchte etwas darum geben, wenn ich die Molièreschen Stücke in ihrer ganzen Reinheit auf der Bühne sehen könnte; allein dem Publikum, wie ich es kenne, muß dergleichen viel zu stark und natürlich sein. Sollte Übertreibung nicht von der sogenannten idealen Litteratur gewisser Autoren herrühren?“ Goethe erwiderte: „Nein, sie kommt aus der Gesellschaft selbst. Und dann, was thun unsre jungen Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster, und das Theater ist bloß für Männer und Frauen; die mit menschlichen Dingen bekannt sind. Als Molière schrieb, waren die Mädchen im Kloster, und er hatte auf sie gar keine Rücksicht zu nehmen.“ Daß der Altmeister die Mädchen ins Kloster sperren wollte, war nicht hübsch von ihm und für sein damaliges Alter ein wenig unbedacht; aber darin hat er unzweifelhaft Recht, daß sie nicht ins Theater gehören, und daß es in mehr als einer Beziehung um die Litteratur geschehen ist, wenn sie sich den Bedürfnissen der jungen Mädchen anbequemen soll.

Karl August Böttiger teilt in seinen Aufzeichnungen*) unterm 22. Januar 1799 folgendes mit. „Goethe äußerte gegen Wieland, daß die ursprüngliche einzige *vis comica* in den Obscönitäten und Anspielungen auf Geschlechtsverhältnisse liege und von der Komödie gar nicht entfernt gedacht werden könne. Darum sei Aristophanes der Gott der alten Komödiendichter — sagte Wieland —, und darum hätten wir eigentlich gar kein Lustspiel mehr. Es ist auch wahr, daß selbst der strengste, ernsteste Mann, sobald er es unbemerkt thun darf, bei einem glücklichen Einfall aus dieser Fundgrube des Witzes, der den Bettler wie den König belustigt, seine Stirne entrunzelt, und daß diesem Universalmittel aus Demokrits Apotheke eigentlich kein Sterblicher widerstehen kann.“ Daß das Obscöne in der Komödie das Ursprüngliche ist, damit haben die beiden alten Herren allerdings Recht, aber daß es nicht unentbehrlich sei, hätten sie doch schon aus Molière lernen können. Und je breiter das Leben strömt, und je verwickelter die Verhältnisse werden, desto zahlreicher werden die Narren und die Kontraste, die Stoff zum Lachen geben. Die Komödie also kann, wenn sie nicht durchaus Bauernpoffe sein soll, das Unanständige schon ent-

*) Litterarische Zustände und Zeitgenossen. Leipzig, Brockhaus, 1838. 1. Bd. S. 238.

behren; ob es die Männer entbehren können oder wollen, ist eine andre Frage.

Böttiger teilt auch zwei Aussprüche Wielands mit, in denen sich dieser gegen den Vorwurf der Schlüpfrigkeit entschuldigt. Am 26. November 1795 sagte er: „Ich weiß nicht, wie mir der Vorwurf gemacht werden konnte, ich sei ein schlüpfriger Schriftsteller. In meiner Seele ist nichts von dem Stoffe, der hier gähren müßte, wenn ich das sein sollte. Ein alter Mann, der Kinder und Enkel um sich herumlaufen hat, ist wohl von allem Kitzel frei. Ich habe überall Originale kopirt und mich sorgfältig in Acht genommen, der menschlichen Natur Bocksfüße zu geben, wo sie keine hat. Da hat Weiße in Leipzig in seinen sonst sehr bewunderten Gedichten weit mehr anstößige Lieder. Bei mir handeln die Personen ihrem Wesen gemäß, und der Wollüstling kann nicht anders sprechen, als ich ihn reden hörte. Hätte ich die Menschen so geschaffen, dann könnten mich Vorwürfe treffen. Aber die hat Gott so gemacht.“ Einige Tage später sagte er: „Komme ich einst dazu, die Geschichte meiner Schriften zu schreiben, so werde ich vieles über die mir angeschuldigte (sic) Schlüpfrigkeit zu sagen haben. Ich habe besondere Vorstellungen von den Sacris phallicis des grauen Altertums. Es waren die ehrwürdigsten Naturfeierlichkeiten. Sobald der Mensch nur ein Glied an seinem Leibe hat, dessen er sich schämt, hat er seine Unschuld verloren. Man tadelte es, daß nackte Figuren da aufgestellt werden, wo Mädchen im Hause sind. Hätte ich nur recht viel, ich wollte alle meine Zimmer davon anfüllen. Warum ziehen wir denn den Hunden und Ochsen nicht auch Hosen an? Der heiligste Naturtrieb ist durch Pflafferei entadelt und verschrieen worden. Um dieser Bigotterie zu entgegnen, habe ich solche Themen ausgemalt, die ich absichtlich ergriffen habe, nicht daß sie mir, wie Schiller beliebt zu sagen, unglücklicherweise in die Hände gefallen wären.“ Bei einer spätern Gelegenheit wird bemerkt, Bürgers Hohes Lied habe Wieland stets die widrigste Empfindung verursacht, weil es der Frau eines andern gegohten hätte. Er dachte und empfand also ganz antik, indem ihm unsittlich und obscön zwei durchaus verschiedene Begriffe waren.

Nach der Mitte unsers Jahrhunderts trat eine doppelte Wendung ein, die der Freiheit im allgemeinen und auch in diesem Gebiete nachteilig war. In der Wissenschaft wurde der Humanismus von den Naturwissenschaften zurückgedrängt, und mit diesen siegte das praktische Interesse, d. h. ohne Umschweife gesprochen, das Geldinteresse über die idealen Interessen. In der Politik verwandelten sich die Träger des Liberalismus aus Gegnern in Stützen der Regierungen. Die Führer des gebildeten Bürgerstandes wurden sehr reich und dadurch eine herrschende Klasse; die mittlern Beamten wurden durch Gehaltserhöhungen und viele noch außerdem durch einen ihren Wünschen entsprechenden Gang der äußern Politik mit dem Staate versöhnt. So gerieten sie in Oppositionsstellung zu den Massen, deren Führer sie bis dahin gewesen

waren, und sahen sich genötigt, alle freiern, nach Revolution schmeckenden Ansichten zu verleugnen. Die Verteidigung der Volksrechte überließen sie den Ultramontanen, Partikularisten und Sozialdemokraten; sie selbst waren allemal an der Seite der Polizei und des Staatsanwalts zu finden. Indem sie aber auf die schöne Bezeichnung liberal, die ihnen so viel Ehre eingetragen hatte, und die immer noch viel Anziehungskraft auf die Massen ausübte, nicht verzichten mochten, gerieten sie in eine äußerst schiefe Stellung, sahen sich zur Unwahrscheinlichkeit gezwungen und erschienen denen als Feiglinge, die die vorgegangne innere Umwandlung nicht begriffen.

Mit Beziehung auf unsern Gegenstand darf man den meisten der Herren Heuchelei vorwerfen. Sie für ihre Person stehen auf dem Standpunkte der Humanisten, und viele von ihnen gehen noch ein gutes Stück darüber hinaus, indem sie nicht allein den Geschmack der Alten für aristophanische Komik teilen, sondern sich auch so manches erlauben, was diese als unsittlich verurteilt haben würden. Aber als herrschende Klasse halten sie zur Wahrung ihrer Würde streng auf Wohlstandigkeit, und durch die Sozialdemokratie, die mit dem in höhern Regionen wissenschaftlich begründeten Naturalismus die Massen durchfäuert hat, erschreckt, hegen sie ängstliche Sorge um die bürgerliche Ordnung. Daher stellen sie sich auch in diesem Punkte auf die Seite der Polizei; die Rechte der Natur zu verteidigen überlassen sie einer Gesellschaft unreifer Stürmer und Dränger, die nicht, gleich unsern Klassikern, das Maß in sich selber tragen. Auch in dieser Beziehung sind sie daher in eine schiefe Stellung geraten, die jedesmal recht auffällig wird, wenn es gilt, Angriffe der Ultramontanen auf Luther und auf unsre Klassiker abzuwehren. Beide werden von den Ultramontanen verleumdet, indem das, was vom streng christlichen Standpunkte an ihnen anstößig erscheint, einseitig hervorgehoben, das Große und Edle aber, was der rechtgläubige Katholik auch von seinem Standpunkte aus anerkennen mußte, verschwiegen wird. Aber unsre modernen „Liberalen“ begnügen sich nicht damit, diese Art der Verleumdung zu brandmarken; sie stellen sich, als hielten sie es schon für Verleumdung, daß überhaupt von Luthers Eynismen und von der Erotik in Goethes Leben und Dichtung gesprochen wird. Wären unsre Liberalen echte Liberale, und wären sie vom Geiste Luthers und Goethes beseelt, so würden sie den Angreifern entgegen: „Bildet euch doch nicht ein, daß wir uns darüber ärgern! Das wissen wir selber, daß weder Luther noch Goethe ein Frömmeler, Duckmäuser oder Affet gewesen ist. Gerade darin besteht ja eben das Verdienst dieser beiden Männer, daß sie der Natur zu ihrem Rechte verholfen und aller Pfafferei und Möncherei ein Ende gemacht oder ihr wenigstens den Nimbus genommen haben. Unsre Moral ist nicht so erhaben wie die eure, aber dafür brauchen wir auch nicht so zu heucheln wie ihr, und dafür kommt es bei uns nicht vor, daß einer mit den Skarusflügeln einer eingebildeten übernatürlichen Hilfe die irdische Schwerekraft zu überwinden

und in den Äther emporzusteigen unternimmt, beim ersten Versuch aber herabstürzt und im tiefsten Rote versinkt.“ So zu sprechen wagt keiner mehr, und so hat denn der Liberalismus, Nebenbuhlern und Nachfolgern das Feld räumend, auch in dieser Hinsicht bankrott gemacht.

Indem die heutige Sitte das Obscöne aus der Öffentlichkeit verbannt, dient sie als Schutzwehr für die Unschuld der Jugend*) und die Würde der Frauen. Aber dieser Nutzen wird durch den Umstand aufgewogen, daß die Verwechslung und Verschmelzung des sittlich Bösen mit dem Unanständigen die Gewissen verwirrt und abstumpft, sodaß ein Mann, ohne Furcht, in der Gesellschaft unmöglich zu werden, an seiner Frau oder an einem von ihm verführten Mädchen gemein und niederträchtig handeln darf, wenn er nur weder den äußern Anstand verletzt, noch das Strafgesetz übertritt. Andererseits hat die öffentliche Zulassung des Obscönen auf die Sittlichkeit der Alten keinen nachweislich schlechten Einfluß geübt; denn sie war bei den Griechen wie bei den Römern das Ursprüngliche, die Sittenverderbnis aber riß gerade in der Zeit ein, wo Reichtum, Luxus und Bildung das ganze Leben und damit auch den Begriff von Anstand verfeinerten. In der altitalischen Bauernreligion scheint, wie meistens in den Naturreligionen, die vergöttlichte Zeugungskraft den Mittelpunkt gebildet zu haben. Der Phallus spielte bei den Römern fast dieselbe Rolle, wie heute in katholischen Ländern das Heiligenbild; überall war er zu sehen: auf der Straße, im Garten, im Hause. In kleinem Format diente er als Amulet für einzelne Personen, in großem hatte er die ganze Familie, den Acker und Garten, die Gemeinde und das Kriegsheer zu schützen und zu segnen. Und bei diesen Phallusverehreru war die Ehe so heilig, daß Rom die erste Ehescheidung erst im Jahre 521 nach Erbauung der Stadt erlebte.***) Auch ist es charakteristisch, daß Rom zwei seiner großen Staatsumwälzungen auf Entehrung, das einmal einer Matrone, das andremal einer Jungfrau, zurückgeführt hat. Wie viel Revolutionen müßten wir da heute in Deutschland erleiden!

*) Die Frage, ob frühzeitige Kenntnis oder lange Unkenntnis der geschlechtlichen Dinge der Keuschheit der Jugend förderlicher sei, hat von jeher zu den streitigen gehört und ist sehr schwer zu entscheiden. Thatsache ist, daß, wo die Jugend Personen des andern Geschlechts von früh auf unverhüllt zu sehen gewohnt ist, der Anblick nichts Erregendes hat, wie ja auch die antiken Skulpturen nicht reizen. Lüftern wird ein Bildwerk erst durch die Absicht des Künstlers, es Lüftern zu machen, und das geschieht durch die Stellung der Figur, durch Miene- und Geberdenspiel, namentlich aber durch halbe Verhüllung!

**) Und das erste parricidium nach dem zweiten Punischen Kriege, wie Roscher in seiner „Politik“ S. 422 nach Dionys von Halikarnas und Plutarch erwähnt.

